# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

# Deutschen Rundschau

Nr. 125. Bromberg, den 5. Juni 1937


## Lilian's indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(Copyright by Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1936.)

(1. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

In Marseille kam um diese Zeit ein junges, vor Lebenslust sprühendes Mädchen von einem Bummel durch das Hafenviertel durch die Drehtüre des Hotels.

„Bon soir, Mademoiselle Baker"! sagte der schläfrige Portier und lächelte so freundlich, wie es seine Pflicht war spät in der Nacht heimkommenden Gästen zuzulächeln.

„Zimmer achtunddreißig, Mademoiselle, bitte", er händigte ihr den Zimmerschlüssel aus.

„Bitte", sagte das Mädchen und zog dabei Mantel und Handschuhe aus, „lassen Sie mich morgen um acht Uhr wecken und bestellen Sie mir einen Mietwagen, ich möchte, bevor die „Naldera" fährt, noch einen kleinen Ausflug zur Corniche machen."

„Selbstverständlich, Mademoiselle", antwortete der Portier und dienerte zuvorkommend, ohne auch nur eine Miene über ihr schlechtes Französisch zu verziehen. „Gewiß, Mademoiselle. Guten Abend!" Er steckte das Trinkgeld ein, vergewisserte sich, daß sich der Gast bereits im Lift und außer Hörweite befand und gab dann telephonisch einer ihm selbst unbekannten Person über die Pläne von Fräulein Lilian Baker Auskunft.

*

In London lief ein ruheloser Mann in seinem großen hellen Zimmer tief in Gedanken versunken, beide Hände in den Taschen seiner Jacke zu Fäusten geballt, auf und ab. Hin und wieder gab er irgendeinem Möbel, das seinen lärmenden Spaziergang störte, einen Stoß, stampfte auch manche Mal heftig mit dem Fuß auf, wie er es als Knabe getan hatte, wenn ihm etwas gegen den Strich ging.

Er trieb das so lange, bis es sanft aber energisch an seine Tür pochte und ein Angestellter des Hotels sagte: „Es tut mir leid, Sir, zu stören, aber die Dame unter Ihnen beschwert sich daß sie unmöglich schlafen kann".

Lambertz biß sich auf die Lippen. „Bringen Sie mir einen Whisky, bitte",

„Sir . . ."

Wiederum zeigte die Uhr eine für Alkohol verbotene Stunde. Lambertz drückte ein Geldstück in die Hand des Mannes. „Schließlich bin ich Gast des Hotels, sagen Sie was Sie wollen, daß ich krank bin oder . . ."

„Gewiß, Sir".

Lambertz trank wenig und das unterschied ihn von seinen Kameraden in Bombay und trug ihm viele Spötteleien ein. Er trank, wenn ihm elend war . . . oder wenn er schlafen wollte. Und in dieser Nacht traf beides zu. Er war elend und müde und doch innerlich zu aufgeregt, um sich ins Bett hauen zu können und an nichts mehr zu denken.

Teufel, das war eine böse Geschichte. Das stank direkt nach irgendeiner Schweinerei. Aber was konnte er dabei tun? Nichts, sagte er sich zum hundertsten Male, nichts. Die Sache liegt in den Händen der englischen Polizei. Scotland Yard würde, wenn nötig, mehr ausrichten können als er. Und damit basta. Wäre jener Beamte nicht gewesen, so hätte er schon selbst die Polizei benachrichtigt. Aber der Zufall war ihm zuvorgekommen. Schön, und er würde morgen nach Indien fahren und Hubert Baker wiedersehen. In spätestens vierzehn Tagen. Geduld mein Junge.

Der Whisky kam. Er war bereits in ein Glas gegossen und der Kellner murmelte eine Entschuldigung, daß er die Flasche nicht hätte mit heraufbringen können.

„Schon gut", sagte Lambertz. „Danke", und goß ihn mit einem Zug hinunter.

*

In dieser selben Stunde saß der Leutnant im britischen Geheimdienst, Hubert Baker in der halboffenen Loggia seines Hauses in Peshawar und studierte mit fieberhaftem Eifer ein Schriftstück, das in chiffrierter persischer Sprache abgefaßt war und Angaben über eine weitverzweigte Bande enthielt, die den Waffenschmuggel an die halbwilden Völker jenseits des Chaibarpasses betrieb. Hubert Baker war erst vor kurzem auf diesen wichtigen Posten nahe der indisch-afghanischen Grenze berufen worden und hatte mit seinem Freunde und Vorgesetzten Philipp Lawson, mit dem er gemeinsam das Haus bewohnte, als erstes den ehrenvollen Sonderauftrag erhalten, mit allen Mitteln die geheimnisvolle Persönlichkeit ausfindig zu machen, die diesen Waffenschmuggel leitete und auf deren Konto die ewigen Unruhen in dieser Gegend zu setzen waren.

Ein leises Schlurfen ließ Baker aufsehen. „Ah, Muhammed Dost, was wünschen Sie?"

Es war der Munshi (Lehrer), den er vor acht Tagen engagiert hatte, um die persische Sprache zu lernen.

„Ich wollte fragen, ob der Sahib mich zum Lesen der Schriften vielleicht benötigt?" antwortete der Munshi mit einer tiefen Verneigung.

Baker war einen Augenblick überrascht. „Woher wissen Sie, daß ich persisch lese?" fragte er etwas schroff.

„Ich hörte zufällig, wie der Sahib Hauptmann Lawson um den Schlüssel zu seinem Safe bat, um persische Schriften zu studieren, die im Safe von Hauptmann Lawson lagen. Und da glaubte ich . . ."

„So, so", unterbrach ihn Baker, „nein danke, ich will allein arbeiten."

Muhammed Dost verschwand so leise, wie er gekommen war, und Baker war zu sehr in seine Arbeit vertieft, um darüber nachzudenken, ob der Munshi bei dieser Unterhaltung mit Lawson überhaupt im Zimmer gewesen war...

*

Im Jhelum-Distrikt, im Hause eines reichen indischen Großgrundbesitzers, sang zur selben Zeit eine alte Kinderfrau ein kleines mohammedanisches Mädchen in den Schlaf, das vor lauter Vorfreude auf die erste große Reise seines Lebens keine Ruhe finden konnte und durchaus aufstehen wollte.

„Schlaf mein Prinzeßchen, schließ die Äuglein kleine Lotosblume . . es ist ein weiter Weg bis nach Allahabad oder du wirst müde werden die Wunder der Welt zu schauen, wache am Tag und schlafe in der Nacht wie die Weisen es raten, o du dreimal gesegneter Stern . . . so gib doch endlich Ruh.

Lambertz, der in einen erstaunlich tiefen und traumlosen Schlaf gesunken war, konnte nicht ahnen, daß er ein paar Wochen später alle Hebel in Bewegung setzen sollte, um dieses kleine braune Mädchen, die einzige Tochter des Khan Sahib Feroz Khan zu sprechen.

*

Und in derselben Nacht ritt an der Spitze seines Bataillons Major Eric Arnstruthers durch den hereinbrechenden Morgen die steilen Kehren hinauf, die zum Chaibarpaß und der indischen Grenze führen. Er war ein großer, kräftig gewachsener Mann mit einem gut proportionierten und muskulösen Körper. Sein Gesicht war offen und schön geschnitten, braun gebrannt von der Sonne Indiens, seine Haut trug die Spuren des Wetters, die Spuren von glühender, sengender Hitze und eisiger nächtlicher Gebirgskälte.

Noch zwei Wochen dachte er, und ich werde Lilian wiedersehen. Lilian, die Geliebte der Kinderjahre . . .

Er liebte sie mit jener selbstverständlichen und unromantischen Liebe, die aus jahrelanger Freundschaft entsteht und wie von selbst zur Heirat zu führen scheint, wenn sie einen Sinn haben soll; und er war ein Mensch, bei dem alles Tun und Denken einen Sinn haben mußte. Als kleinen Jungen hatte man ihn auf der Schule als einen Pedanten geneckt und er war auch einer, allerdings einer jener Sorte, denen man es nicht anmerkt und von denen man glaubt, daß Pedanterie und Zuverlässigkeit bei ihnen ein und dasselbe ist.

Als er Lilian zum ersten Male gesehen hatte, war sie ein kleines Mädchen gewesen, das lieber Indianer als mit Puppen spielte, wild wie ein Junge, ihm und Hubert ebenbürtig an Gelenkigkeit und lustigen Streichen. Später, als man ihr zu ihrem Schmerz Röcke anzog und ihr verbot, wie bisher Huberts Hosen anzuziehen, änderte sich etwas in ihren gemeinschaftlichen Spielen. Von einem gewöhnlichen Räuber oder Gendarmen avancierte sie zur Prinzessin, was sie allerdings als Degradierung empfand; und plötzlich wurde sie auf diese Weise zu einem kleinen Mädchen, das man nicht mehr so wild herumschubsen und kneifen und prügeln durfte wie bisher, und dessen Kleider, Unterröcke und Strümpfe allzu leicht verrieten, daß sie verbotenerweise auf Bäume oder über Zäune geklettert war oder durch stachelige Hecken einem Indianer gleich sich anzuschleichen versucht hatte. Zuerst war das nur peinlich, später wurde es etwas schmerzlich, daß man auf sie nur allzu oft verzichten mußte, und noch etwas später wuchs sich dieses Gefühl zur Verlegenheit aus — weil man in ihrer Gegenwart nicht mehr ungeniert fluchen konnte.

Mit den Jahren änderte sich ihre Kameradschaft und wurde auf einer neuen Grundlage wieder aufgebaut. Lilian lernte Latein und Griechisch und Physik und Mathematik, und siehe da, sie schien schneller zu begreifen als die Jungens. Von nun an wurde sie wieder mehr geachtet, die Schularbeiten wurden gemeinsam gemacht und Lilian, ehrgeiziger kleiner Kerl der sie war, wetteiferte mit den viel älteren Jungen.

Aber auch diese Zeit ging vorbei. Frühling, Sommer, Herbst und Winter zogen ins Land, wiederholten sich, und ein Tag brachte die aufregende Entdeckung, daß Lilian unter all den vielen Mädchen die beste Tänzerin war. Und das machte einen natürlich stolz, weil man aus der frühesten Kinderzeit besondere Rechte ableiten zu können glaubte.

Erst viel später setzte die Erkenntnis ein, daß Lilian hübsch war. War sie es immer gewesen und hatte man es nur nicht gesehen oder hatte sie sich plötzlich von Tag zu Tag verändert? Nein, es mußte schon so sein, daß plötzlich über Nacht aus dem häßlichen Entlein durch irgendeinen geheimnisvollen Zauber ein junger Schwan entstanden war; denn bis zu ihrem fünfzehnten Jahre war Lilian ein schlaksiges, lang aufgeschossenes Ding gewesen, mit unzähligen Sommersprossen auf dem hochmütigen Sattel der kleinen Nase, wildem, stets etwas verschnittenem Haar, immer etwas schmutzigen Kleidern, braungebrannten Händen und ungepflegten Nägeln und meist mit einer Schramme an den Armen und einem Loch in den Strümpfen — und plötzlich erschien nun eine junge Dame mit zarter Lockenpracht anstelle der wilden Strähnen, mit manikürten Händen, blütenweißen Kleidern, hauchdünnen Strümpfen und immer sauberen Schuhen, die schlecht Französisch sprach, einige italienische Liedchen konnte, Klavier zu spielen verstand und am Teetisch eine bestrickende Wirtin machte. Eric hatte damals Angst gehabt vor dieser neuen, fremden Erscheinung, er war verlegen geworden vor soviel selbstverständlichem Charme und erst an einem frühen Morgen, als sie gemeinsam über herbstliche Äcker ritten, hatte er in diesem aufregenden fremden Wesen die einstige Spielgefährtin erkannt. Von da an blieb alles wieder dasselbe wie früher, sie waren Spielgefährten und gute Freunde wie einst, nur daß sich ihre Interessen jetzt um andere Sachen drehten, als um verbotene wilde Streiche.

Das war auch so geblieben, als Lilian nach Lausanne in Pension kam um dort ihr Französisch zu vervollständigen — was ihr übrigens nie besonders gelingen sollte — und später nach Berlin ging, um Deutsch zu lernen. Und es blieb so, als sie in London im King's College Geschichte und Mathematik belegte, kochen lernte, einen Schwesternkursus durchmachte und ausgeführt wurde.

Sie tranken den ersten Cocktail in der Bar des Mayfair Hotels zusammen und sie trug zum allerersten Male ein richtiges großes Abendkleid. In derselben Woche, als in Grimestone Hall ihr Geburtstagsfest gefeiert wurde, sagte er ihr, daß er sie heiraten wollte.

Jeder hatte das erwartet und vorausgesetzt, und so war es eigentlich für niemanden eine Überraschung, nur eine einzige fiel dabei aus allen Himmeln vor Erstaunen — und das war Lilian selbst.

Mit einem merkwürdigen Starrsinn bestand das neunzehnjährige Mädchen darauf, ungebunden zu bleiben. Arnstruthers erinnerte sich noch heute mit seltsamer Deutlichkeit an jene Worte, die sie ihm damals gesagt und mit denen sie ihr Verhalten begründet hatte.

„Natürlich hab' ich dich gern, Eric, ja. Bestimmt mag ich dich am besten von allen leiden, die ich kenne, aber sieh, ich kenne so wenig Leute. Bitte sei nicht beleidigt und gib mir ein wenig Zeit, mich umzuschauen. Wahrscheinlich werden wir eines Tages heiraten, nur — ich möchte keinen Irrtum begehen. Warten wir noch ein wenig, das heißt natürlich, wenn du warten magst; bitte betrachte dich nicht als gebunden, ich für meinen Teil möchte mich ein bißchen umsehen, bevor ich mich entscheide. Eines Tages werde ich dann kommen, oder . . .

Er hatte eingewilligt. Für ihn war es ganz selbstverständlich, auf sie zu warten, und er fühlte sich trotz ihrer Worte an sie gebunden.

Aber Lilian kam nicht. Sie schrieben sich regelmäßig und sie erzählte von allem, was sie erlebte, aber nie wieder berührte sie das Thema jenes Tages, bis dann plötzlich ein paar Zeilen eintrafen.

„Ich freue mich schrecklich, daß du mit Hubert zurückkommst — denn bis jetzt hab ich niemanden gefunden, der mir besser gefällt als Du."

Aber er konnte nicht mit seinem Freund zusammen fahren, da man Hubert nahelegte, früher Urlaub zu nehmen und ihn selber nicht freiließ. Da war er plötzlich ungeduldig geworden, auf einmal schien er es nicht mehr aushalten zu können, noch länger auf sie zu warten, und er war es, der sie bat, mit dem Bruder zurückzukehren. Es lagen gute vier Jahre der Trennung zwischen ihnen, und noch sieben Monate zu warten, schien ihm jetzt, nachdem sie mehr oder minder ihre Einwilligung gegeben hatte, nicht möglich. Und wieder war etwas dazwischen gekommen, man hatte Hubert vorzeitig vom Urlaub abberufen, und wieder kam Lilian nicht.

Aber vielleicht schien sie selber zu fühlen, daß sie Arnstruthers nicht länger die Qual des Wartens zumuten durfte, daß es zu einer Entscheidung kommen mußte.

Sie entschloß sich, allein zu kommen. Sie teilte es ihm mit und die Form, in der sie es tat, machte ihn etwas unglücklich, weil er sich schon allzu gewiß in eine glückliche gemeinsame Zukunft hineingeträumt hatte.

„Ich werde also nach Indien fahren und Hubert vorläufig mal seinen Haushalt führen und dabei werden wir uns wiedersehen und es wird sich herausstellen, ob diese vier Jahre keinerlei Veränderung in unseren gegenseitigen Gefühlen hervorgerufen haben."

(Fortsetzung folgt.)

# Liebe zwischen Erwachen und Tod.

Skizze von **Lotte Krieser.**

Zwischen den Wäldern und Wiesen stand der Sommer, lachend und üppig, als gäbe es weder Krieg noch Tod. Die Luft flimmerte wie Seide, manchmal geriet sie in leise Schwingungen wie von fernen Glockentönen. Es mochte das Dengeln der Sensen sein, das sie so erzittern ließ. In ein paar Tagen würde man mit dem Schneiden beginnen. Über den Feldern stand schon der Brotgeruch wie eine warme Wolke.

Er strömte herüber bis zu der kleinen Waldlichtung, wo Maria lag. Die Morgensonne brannte ihr heiß durch die dünnen Kleider. Sie hatte die Augen geschlossen, aber in ihr war alles wach. Seit Dietrich gestern abend in sein Elternhaus heimgekommen war für zehn Urlaubstage, gingen ihre Gedanken — ja waren es denn Gedanken? — immer wieder dieselben Wege. Der Zurückgekehrte war nicht mehr der Gefährte fröhlicher Sommerwochen, die sie seit Jahren mit ihm auf dem Gut seiner Eltern verlebt hatte, er war ihr dort „draußen" fremd geworden, das spürte sie mit schmerzlicher Eifersucht, und doch war er ihr wieder auf eine neue und beunruhigende Art nahe. Darum, um mit sich selbst, mit diesen seltsam verworrenen Gefühlen ins reine zu kommen, war sie heute morgen schon so früh fortgegangen, „fortgelaufen", gestand sie sich trotzig. Mochte er sie suchen, wenn ihm überhaupt noch etwas an ihr lag, und ehrlich gab sie sich selbst zu, daß sie ja diesen Platz, den sie beide liebten, gewählt hatte, damit er sie finden konnte, wenn er sie suchte.

Und er kam. Sie erriet es, bevor sie die Augen aufschlug, am leisen Erzittern des Bodens — oder war es nicht doch ihr Herz, das ihn zuerst anzeigte mit einer Bewegung, die wie die Flut der steigenden Wasser aufschwoll? Langsam tat sie die Augen auf und sah ihn neben sich stehen, braun und stark mit einem halb lachenden, halb bittenden Blick in den Augen.

Da setzte sie sich auf, nickte ihm zu, und er ließ sich neben ihr nieder. Zwischen ihnen stand die Stille wie ein offenes Tor, das wer weiß zu welchen Tiefen führt. Sie wollte ihn fragen nach diesem „Draußen", das sie so fremd in seinem Wesen bereits gespürt hatte, aber schon schien es ihr sinnlos. Sie begann zu fühlen, daß all ihr Fragen doch nicht dahin reichen würde, wo die dunkle Wurzel des Schicksals den Saft seines jungen Lebens in sich zurücksaugte.

Aus seiner Tasche schaute — wie auch früher stets — ein zerfledderter Reklameband. Sie zog ihn heraus, halb spielerisch, halb, um der Schwere des Schweigens zu entgehen. „Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft", las sie. „Treibst du denn immer noch Philosophie?" fragte sie erstaunt. Er lachte jungenhaft verlegen und nahm ihr das Heft aus den Händen. „Der eine von uns liest dies, der andere das", sagte er halb entschuldigend, „weißt du, das hat jetzt alles einen ganz anderen Sinn. Früher fragte man ja auch, aber es schien einem nicht so eilig mit der Auflösung — man hatte ja Zeit." Sie spürte die Flut aus ihrem Herzen emporsteigen bis in ihre Augen — daß er es nur nicht merkte! —, aber er schlug das Buch auf und begann zu lesen. Die Sprache Kants wurde tönend vom Idealismus seiner jungen Jahre, den die Vierzigpfünder nicht zu zerreißen vermocht hatten. „Verstehst du das, Maria?" fragte er begeistert. „Wie er das hier sagt, daß man den Menschen nie als Mittel, sondern immer als Zweck begreifen müsse — da liegt alles drin." — „Ja", sagte sie still, „aber ich glaube, daß das nur in der Liebe erfüllt wird." Sie wurde rot, schon schien es ihr anmaßend, solche eine Erkenntnis ausgesprochen zu haben, sie machte eine hilflose Bewegung, als wollte sie die zu großen Worte wieder zurückholen. Aber Dietrich ergriff rasch ihre Hand. „Daß du das sagst, Maria!" rief er. „Du hast ja recht, da liegt der Schlüssel auch zu diesem Geheimnis —" und halb neckend, als wolle er die Stunde nicht zu tief werden lassen: „Aber man muß wohl ein Mädchen sein, um auch in dem kategorischen Imperativ die Liebe zu finden." Er sprang auf und zog sie mit. „Komm, komm, jetzt machen wir einen Dauerlauf nach Hause, ich habe auf einmal einen Mordshunger —." Und schon im Loslaufen, triumphierend, als schwänge er eine Fahne: „Zehn Tage, Maria, denk bloß: zehn Tage!" Als sie dann rot und heiß die breite Treppe zu dem Gutshause hinaufstürmten, wußten sie beide mit seliger Gewißheit, daß sie von der „praktischen Vernunft" zu neuer Freundschaft zusammengeschlossen wurden.

*

Von nun an führen alle ihre Wege zusammen. Zehn Tage können schwer von Segen sein wie die Wagen, die vom Felde hereinschwanken mit goldener Frucht. Maria und Dietrich haben den ganzen Tag bei der Ernte geholfen. Der Abend, in den sie jetzt hineinfahren, ist sanft. Die Gräser am Wegrand zittern, ohne daß ein Windhauch sich regt. Eine traumhafte Schönheit umwebt alles wie mit einem Glorienschein. Einen Augenblick könnte man meinen, die Welt flösse von Schönheit über. Es ist nur ein Augenblick, aber in seiner unendlichen Herrlichkeit ist zugleich die bittere Neige allen Abschieds. Marias Hand tastet herüber zu Jürgen. Warum müssen sie beide auf einmal an Sterben denken?

Über der Heide liegen die Wege wie weiße Bänder. Vom Rande der Erde steigen Mutterwolken auf, schwer von Segen. Dietrich geht auf den schmalen Pfad hinter Maria. Er sieht die holde Bewegtheit ihrer Glieder. Der Wind weht ihr den Rock wie eine Glocke um die Beine und macht den schönen Fluß der Bewegung noch fließender. „Wie gut es ist, so zu gehen", denkt Dietrich, „wenn dieser Weg doch nie aufhörte — wenn er in die Ewigkeit führte!"

Er sieht ganz nah und scharf die weißen Flockenballen der verblühten Disteln am Wege, er sieht die sanfte Süße in dem Rosa-lila der Weideröschen. Einen Augenblick ist ihm, als rühre er an das Geheimnis und die Seltsamkeit aller Dinge, als sei er selbst nicht mehr nur der Wanderer, sondern zu gleicher Zeit auch der Weg, — und er muß denken, was wohl an seinem Ende sein wird: die Liebe — der Tod — — Gott?

Alles Leben und gebundene Wesen scheint ihnen auf einmal nahe. Es ist alles ganz einfach und wie ohne Namen. Sie suchen nichts, alles kommt zu ihnen. Manchmal setzt sich einer der kleinen blauen Heidschmetterlinge auf Marias Arm und saugt Süße aus ihrer Haut, leise die Fühler bewegend. Es gibt nicht mehr groß und klein. Da ist die silberne Seide der Sommertage und der große Himmel über dem langsam erblühenden Flach der Heide. Da ist morgens in Spinnwebnetzen verzitternd der kalte Tau der Nacht und das heimliche Leben nahe dem Erdboden. Sie belauschen den Wald. Schon wird das Moos der Fichten dichter, und die Bärte der Flechten wachsen in die Länge. Frühe Samen verwehen. In den Achseln der Blätter und den Spitzen der Zweige sind die Hoffnungen künftigen Frühlings . . .

Wie die Tage ihrem Ende entgegengehen, werden die Worte immer seltener, als fürchteten sie, mit ihnen die schmale Grenze zu verrücken, die das Begehren von der Erfüllung trennt. Was es ist, das sie so zusammenzieht und doch auseinanderhält, wissen sie selbst nicht. Vielleicht weiß es die Natur, die ja auch nicht jede Blüte zur Frucht reifen läßt.

Am Tage des Abschieds ist der Wald wie eine Schale, die bis zum Rande mit Traurigkeit gefüllt ist. Auf dem kleinen moorigen Heidsee schwimmen frühvergilbte Blätter. Irgendwo schreit ein Häher. In einer plötzlichen Angst schmiegt sich Maria dichter an Dietrich, und er schlingt den Arm um sie und küßt sie zum erstenmal auf den Mund. Aber schon fällt ein Schatten in den Spiegel der Liebe. „Ich muß gehen, Maria, es ist Zeit." Die Luft ist eine dröhnende Glocke. Immer wieder schlägt der Klöppel die Worte: es — ist — Zeit — Wie ruhelos der Wind unter den Wolken einherwandert, ist er denn auch aus seiner Heimat verwiesen — verwiesen durch dies eine Wort „Zeit"? — — — — —

Und dann kommt die Nacht — vielleicht heißt sie auch der Tod — und setzt allem Erleben ein Ziel.

# Die feindlichen Tjalkschiffer.

Skizze von Paul Jacob-Langenbeck.

Wie Hund und Katze standen die beiden Tjalkschiffer Oltmeier und Brandes zueinander. Als Brandes, unter dem ich als Jungmann fuhr, unsere „Liesbeth“ mit Ziegelsteinen für Dortrecht in Holland befrachten konnte und Oltmeier mit seiner „Gudrun“ in Balast lossegeln mußte, da spuckte der beim Ablegen mit einem gehässigen „Gottverdorri!“ gegen unsere Bordwand.

Zwei Tage später kamen wir im Wattenmeer unter den Ostfriesischen Inseln in eine Flaute und kurz darauf in Nebel. Ganz richtig meinte mein Schiffer, daß wir wohl über kurz oder lang auf Grund schliddern würden.

Bei der nächsten Ebbe ging's schon los. Sand und Schlick schoben sich plötzlich hoch, und ohne daß wir es besonders gemerkt hätten, legte sich unsere „Liesbeth“ hilflos auf die Seite. Zwar umspülte ein tiefer reißender Priel ihren Steven, doch damit war nichts geholfen. Sie lag trotzdem bombenfest.

„Die Flut macht uns wieder flott —“ tröstete mich der Schiffer. Die Flut richtete unser Schiff aber kaum hoch. Dann war wieder mal ablaufend Wasser.

Das Barometer fiel. Der Nebel schleppte in langen Schwaden übers Watt und ballte sich zu düsteren Wolken. Als die Sicht wieder frei lag, wimmelten weit an Steuerbord die Wellenköpfe der offenen See.

An Backbord aber, kaum eine Meile entfernt, klebte gleich uns eine Tjalk im Schlick. Der „gottverdorri!“ Oltmeier! Für ihn war es ein leichtes, sein leeres Fahrzeug mit Stangen und Warpanker in den schiffbaren Priel hinein zu bugsieren. — Nun stieg das Großsegel der „Gudrun“ hoch.

Uns wurde so eigentümlich zumute. Wußten wir doch genau, daß wir unsere vollbepackte Tjalk nie und nimmer ohne Hilfe vom Watt herunter bekamen. Am Kiel sog der Sand, und im Takelwerk pfiff es schon.

„Ich muß Oltmeier anrufen“, meinte endlich mein Schiffer.

„Müssen wir wohl —“, antwortete ich.

Jetzt lag die „Gudrun“ querab. Zögernd setzte Brandes das Sprachrohr an den Mund. Dann rief er aber doch nach drüben und bat, für uns beim Feuerschiff Borkum sofort Schlepphilfe zu bestellen.

Oltmeier drückte nur ein wenig gegen die Steuerpinne, spuckte kräftig über Bord, und ohne sich um uns zu kümmern brauste er mit seiner Tjalk vorbei. Als sie am Horizont im Dunkel des aufkommenden Unwetters verschwand, rollte schäumend die Flut übers Watt — —

Beide Anker im Grund ritten wir Brecher um Brecher ab. Wir hofften auf ein Wunder. Auch dann noch, als wir längst verklammt in der Takelage hingen und harte Stöße Stück für Stück unser Schiff auseinanderbrachen. Die Nacht begann unser Leichentuch zu spannen. Da kam die „Gudrun“ zurück.

Mit dichtgerefftem Großsegel und ausgespreizten Seitenschwertern jagte sie platt vor dem Sturm heran.

„Jumpt!“ brüllte Oltmeier. Er meinte, wir sollten ins Wasser springen. Aber spring mal, wenn du deine verkrampften Hände nicht loskriegen kannst! Spring, wenn gerade unter dir zersplitterte Planken und spitze Balken hochstarren! — Nein, springen konnten wir nicht. Nicht einmal nach unten klettern.

„Jumpt!“ schrie Oltmeier noch einmal — und als wir es noch immer nicht taten, spuckte er mit einem fürchterlichen „Gottverdorri!“ auf das Deck seiner Tjalk, riß das Segel back und schob mit dem Bestmann die Jolle von der Luke. —

Wie ein kleines Kind holte er mich nach unten. Meinen Schiffer natürlich auch.

„Das verfluchte Feuerschiff hab' ich bei dem Sauwetter nicht finden können“, brummte Oltmeier drüben, als er mit uns anlangte.

Nicht finden können, dachte ich. Aber uns, uns hat er wiedergefunden — im Sturm — auf weitem dunklen Watt. Teufel noch einmal!

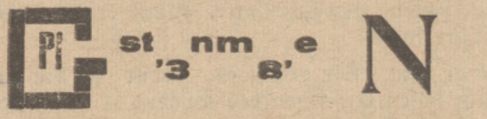
# Rätsel-Ecke

## Uhren-Rätsel.

1— 4 = Dtsch. Afrikareisender
2— 4 = Bindewort
5— 9 = Haustier
7—10 = unfreier Zustand, Strafe
1—10 = was sich ein jeder Geschäftsmann wünscht
8—12 = Teil des Körpers
11—12 = Fürwort
1—12 = ?

*

## Scherz-Rätsel.




## Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 119.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | A | A | L | | | |
| | A | D | E | R | ■ | E | B | E | K |
| B | L | E | I | ■ | K | ■ | A | T | O | M |
| A | L | ■ | S | T | I | E | R | ■ | M | A |
| G | I | E | R | ■ | E | M | S | ■ | K | A | L | I |
| R | ■ | R | O | M | ■ | M | ■ | E | I | N | ■ | D |
| A | S | ■ | B | A | K | E | L | I | T | ■ | R | E |
| S | I | R | E | N | E | ■ | O | S | T | S | E | E |
| | E | I | ■ | T | A | U | B | E | ■ | A | D | |
| | G | A | B | E | ■ | R | ■ | R | E | G | E | |
| | | D | I | L | L | ■ | E | N | T | E | | |
| | | | A | R | T | | | | | | | |

*

**Viereck-Rätsel:**

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| K | N | O | P | F | L | O | C | H |
| M | A | R | G | A | R | E | T | E |
| K | A | R | L | S | R | U | H | E |
| A | B | E | N | T | E | U | E | R |
| N | U | E | R | N | B | E | R | G |
| A | L | E | X | A | N | D | E | R |
| G | L | U | E | C | K | A | U | F |
| B | E | L | O | H | N | U | N | G |
| L | A | C | H | T | A | U | B | E |

= Fastnacht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. ; o. p., beide in Bromberg.